

1:

„Die Katholiken haben mehr Blei an den Füßen“

Freude an Ritus und Gottesdienst

Frau Gidion, Herr Hirsch-Hüffell, wie kam es zur Errichtung Ihres Instituts?

Thomas Hirsch-Hüffell (THH): Aus anderen Landeskirchen kannte ich so genannte „Gottesdienstberatungsstellen“, die für die Gemeinden und mit ihnen Ideen und Modelle für kreative Feiern entwickelt haben. Ich dachte: „So etwas brauchen wir auch“ und habe mich damit vor 15 Jahren an die hiesige Kirchenleitung gewandt. Die war erst skeptisch. „Wozu das denn? Wir haben doch die Agenda!“

Das ist dieses dicke Buch für die ordnungsgemäße Feier des Gottesdienstes mit allen Gebeten und Abläufen.

THH: Ja. Und die Antwort war durchaus typisch für das damalige Denken in unserer Kirche: Es ist alles gut geregelt. Nun ja, ich habe dann etwas gedrängt mit dem Ergebnis, dass ich erst mal loslegen durfte, befristet auf fünf Jahre. Das Ganze war also keine strategische Entscheidung, keine Top-down-Maßnahme, sondern eher Freihandsegeln aus privater Initiative eines Großstadtpfarrers.

Was brachte Sie als evangelischen Pfarrer darauf, dass „wir das auch brauchen“?

THH: Da geht es schon ans Eingemachte des Amtsverständnisses. In dem Moment, in dem Pfarrer die Leitung eines Gottesdienstes übernehmen, sind sie keine Privatleute mehr, sondern öffentliche Personen. Dieses Bewusstsein führt aber zu einem speziellen pastoralen Habitus, der an Laienschauspieler erinnert. Wenn in der Schule ein Märchen aufgeführt wird, kommt ein Darsteller auf die Bühne, macht „hohoho“ und alle sagen: „Ah, das ist der Räuber!“ Kommt der Pfarrer in die Kirche und beginnt zu sprechen, sagen die Leute: „Ah, das ist der Pastor!“ – weil er langsam, gediegen, salbungsvoll spricht und gestikuliert. Ich behaupte mal, bei 70 Prozent der Kolleginnen und Kollegen ist das so. Sie legen sich damit aber eine geliehene Attitüde zu. Meine Intuition war: Es darf nicht sein, dass Pfarrer glauben, auf diese Weise „professionell“ zu sein.

Und ja nicht nur die Pfarrer, sondern auch die Gemeinden. Die haben dieses Gehabe auch längst intus und verbinden es ganz selbstverständlich mit dem liturgischen Agieren von Kirchenleuten, ohne es noch wirklich ernst zu nehmen. Die Menschen – und besonders die Fernstehenden – sagen das dann ja auch so: Kann sich dieser Mann, diese Frau eigentlich nicht normal benehmen?

THH: Solches Reden und Handeln ist immer nur halb wahr. Die Kunst besteht deshalb in einer Natürlichkeit, einer zweiten bewussten Naivität, mit der ein Liturge seine Rolle aus- und die ihm vorgegebenen Texte mit eigenem Leben erfüllt. Diese Kunst zu lehren, ist bis heute mein erstes Anliegen: mit Pfarrern - einzeln oder in Gruppen – den Naturton wieder herauszukitzeln und zu pflegen.

Das Ganze ist also von einer Professionalisierung der Gottesdienst-Profis her gedacht?

THH: Ein zweites Motiv war, dass sich damals eine alternative Gottesdienstlandschaft herausbildete, in der sich Pfarrer und Gemeinden nach eigenem Gutdünken bewegten, „völlig losgelöst“ sozusagen. Zugleich aber spürten sie das Bedürfnis nach Vergewisserung, nach Führung: Wie können wir neue

2:

Formen – etwa Elemente des Tanzes – so einsetzen, dass sie nicht unbeholfen und lächerlich wirken, zu Abwehrreaktionen führen und im Ergebnis verschlimmbessernd sind? Auch die tollsten Ideen brauchen solides Handwerk für die Umsetzung.

Anne Gidion (AG): Die zweite Stelle im Institut hatte auch vorher eine Frau. Es war und ist wichtig, die eigene Form von weiblichem Auftreten, liturgischer Sprache und liturgischen Gesten aus Frauenperspektive zu bedenken und auszuprobieren. Grundsätzlich – aber auch in jedem Einzelfall. An welchem Ort kann ich stehen, wie klingt meine Stimme, was trage ich zum Talar, wie formuliere ich die Gebete und die Gottesanreden, das sind alles Fragen, die sich aus Frauen-Sicht spezifisch stellen.

THH: Die Kirche hat sich um die Wirkung ihrer Gottesdienste eigentlich nicht gekümmert. Sie hat die Formen als etwas Vorgegebenes und in sich Stimmiges begriffen. Das sehe ich in der evangelischen Kirche nicht viel anders als in der katholischen. Wie der Vollzug der Messe, die Performance, wirkt, welche Phantasien das in den Besuchern wach ruft – geht uns das etwas an? Nicht unser Thema! Wir sagen dagegen: Es braucht den Sinn für Sprache, Klänge, Farben, für die Bewegung im Raum, das ganze Formenrepertoire des Menschen. Und es braucht ein Bewusstsein für dessen Wirkung. Diese Kombination, die eben mehr ist als die Umsetzung von ein paar rhetorischen oder schauspielerischen Kniffen, war etwas Neues und ist es für unsere Zielgruppe bis heute.

AG: Die Didaktik des eigenen Tuns ist für unsere Pfarrer-Kolleginnen und Kollegen hoch spannend, gerade wenn sie ihr Amt schon viele Jahre ausüben, aber oft wenig Zeit und Gelegenheit haben, sich mit der performativen Dimension ihrer Arbeit zu beschäftigen.

Warum scheint das heute so viel plausibler und selbstverständlicher zu sein als zu der Zeit, als Sie das Institut gründeten?

THH: Der Sinn für Ästhetik hat neu Bedeutung gewonnen, in der Kirche wie in der Gesellschaft. Wie eine Bahnhofshalle oder ein Ladenlokal beleuchtet ist, findet heute sehr viel mehr Beachtung als noch vor 30 Jahren. Die damit verbundenen Einsichten haben sich auch in der Kirche durchgesetzt: Formen haben Wirkungen. Atmosphären haben Einfluss auf Inhalte. Man kann in der Kirche unter Neonstrahlern und auf Hartholz sitzen, aber man kann es sich auch ein bisschen schöner machen. Weil Glauben auch schön sein darf.

AG: Es gab so etwas wie den Umschlag vom Primat des Ethischen in den Primat des Ästhetischen. Der einseitige Akzent der 60er, 70er und 80er Jahre auf der guten Gesinnung ist inzwischen relativiert. Im Gemeindeleben wie etwa auch auf Kirchentagen ist das Moment der Glaubenserfahrung und damit auch der Ästhetik wieder deutlicher hervorgetreten. Die Künste und die Kulturwissenschaften spielen eine wachsende Rolle. Außerdem hat sich die Kirche in ihren Darstellungen das liegt schon deshalb nahe, weil sich die Kirche in ihrer Darstellung auf die Konkurrenz der Medien einzustellen hat. Die Wahrnehmungskulturen haben sich unter dem Einfluss insbesondere des Fernsehens, aber auch des Internets und der audiovisuellen Werbung total verändert. Die Menschen nehmen permanent ästhetische Reize wahr und haben zudem die Möglichkeit, sie unbeschränkt zu konservieren und zu reproduzieren. Dagegen können bestimmte Muster kirchlicher Auftritte schlechterdings nicht mehr bestehen. Gerade im städtischen Raum wäre es eine Illusion, zu glauben, die Kirche könnte sich mit einer Überbietungs-Ästhetik behaupten.

3:

THH: Der ästhetische Paradigmenwechsel ist einher gegangen mit einem theologischen: So wie wir sagen, dass die Frage der Wirkung zur Pflege unserer Formensprache gehört, so ist theologisch die Einsicht gewachsen, dass die Lebens- und Glaubenserfahrung in die kirchliche Lehre Einzug halten muss, wenn diese nicht saft- und kraftlos werden soll. Das Auseinanderdriften einer verkopften Theologie und der Gläubigen, die halt irgendwie vor sich hinwurstelten, ist inzwischen längst als ein Mischstand erkannt worden, gegen den es eine neue Verbindung beider Welten geben sollte. Zumindest gibt es ein Bedürfnis, eine Sehnsucht danach.

Gibt es da eine spezifisch protestantische Sicht der Dinge?

AG: Die katholische Kirche hat sich durch die Zeiten das Gefühl für das Sinnliche stärker bewahrt und den latent bilderstürmerischen Impuls des Protestantismus als etwas Bedrohliches empfunden. Erst eine „Ökumene der Bilder“ hat im 20. Jahrhundert dazu beigetragen, dieses konfrontative Denken auf beiden Seiten zu überwinden.

THH: Es gibt bei den Katholiken diesen ausgeprägten, theologisch fundierten Sinn für die dingliche, fassbare Gegenwart Gottes: im Tabernakel mit dem eucharistischen Brot, im Altar als dem Symbol Christi, im Licht als Sinnbild der Transzendenz und vielem mehr. Das sollte naturgemäß eine stärkere Sensibilität für die Form, das Materielle zur Folge haben.

AG: Wenn hingegen „das Wort allein“ genügen soll, wie wir Protestanten es über Jahrhunderte hochgehalten und beigebracht bekommen haben, dann braucht es keine Einkleidung. Sie ist überflüssig, ja sogar störend. Wir mussten erst wieder lernen, dass wir uns damit von Quellen abgeschnitten haben, die elementar zum Menschsein gehören. Aber wir haben diese Lektion verinnerlicht. Manchmal kommt es mir so vor, als wären wir so gelehrige Gesellen gewesen, dass wir inzwischen dem Meister etwas vormachen können. Ein Angebot wie unser Institut zum Beispiel kenne ich in der Priesterausbildung auf katholischer Seite nicht. Das Liturgische Institut in Trier, mit dem wir eng verbunden sind, gibt Bücher und Schriften heraus, arbeitet aber kaum praktisch. Da kommen die Ausbilder in den katholischen Bistümern gelegentlich und buchen unsere Kurse.

THH: Da schwingt – offen und unbewusst – das Gefühl mit: Als Katholiken haben wir's ohnehin drauf. Messen feiern, Hochämter zelebrieren, liturgische Gewänder spazieren tragen und Weihrauchfässer schwenken, das können wir.

Der katholische Theologe Romano Guardini hat in den 60er Jahren die Liturgiefähigkeit des modernen Menschen insgesamt in Zweifel gezogen. Wie sehen Sie das heute – mit Blick auf die Amtsträger wie auf die Gläubigen?

AG: Alles, was man liebt, muss man üben. Darin unterscheidet sich die Liturgie nicht von Sport oder Musik, wozu alle Menschen eine Begabung haben. Zugegeben: Auch für die Liturgie ist die Begabung ist mal kleiner, mal größer. Aber man kann sie pflegen oder verkümmern lassen.

THH: Für Guardini ging es freilich nicht bloß um technische Fertigkeiten – ob jemand diese und jene Litanei sauber rezitieren kann. Sondern für ihn stand in Frage, ob der Mensch überhaupt noch die Fähigkeit habe, sich in ein Gefüge einzupassen, das er nicht selbst gezimmert hat, sondern in das er sich in einer Art positiver Ergebung hineinfallen lassen kann. Sind wir, die wir auf Selbstständigkeit, Individualität, Eigenverantwortung getrimmt sind, noch in der Lage, uns einem Formensystem zu beugen, das nicht auf unser Gutheißen angewiesen zu sein scheint, sondern uns „objektiv“

4:

gegenübertritt? Das trifft in der Tat einen neuralgischen Punkt unseres heutigen Lebensgefühls: Wir entwerfen uns selbst, erfinden uns ständig neu. Wir docken heute an etwas an, um uns morgen wieder davon abzustoßen. Die Krise aller Institutionen hat hier ihre Wurzel. Zu wie viel Objektivität ist der Mensch also willens und fähig? Das ist anthropologisch die Signatur unserer Zeit.

Sie wird im kirchlich-gottesdienstlichen Handeln umso prekärer, als dahinter der Anspruch steht, das Geheimnis Gottes zu erschließen.

THH: Die Sakramente in der katholischen Kirche und deren Feier sind ja – bei aller Betonung, dass die Menschen sie sich im Glauben aneignen müssen – eine Höchstform des Objektiven. In der Eucharistie wird Jesus Christus als „leibhaft gegenwärtig“ behauptet, bei der Trauung werden die Eheleute von einem objektiv wirkmächtigen Band umschlossen. Es fragt sich, ob das für den modernen Menschen noch zugänglich ist. Andererseits stoßen die Menschen in ihrer Erfindungsnot auf allerhand Angebote aus anderen kulturellen und religiösen Kontexten. Sie machen Yoga, üben sich über Jahre hinweg in strengen asketischen Praktiken. Damit bewegen sie sich sehr wohl in einem vorgegebenen Gefüge und verleiben es sich ein. Das spricht dafür, dass die Bestreitung einer „Liturgiefähigkeit“ schlechthin nur einer christlichen und womöglich vor allem katholischen Verankerung entspringt. Denn der Zen-Jünger, der höchst präzise seine Übungen absolviert, ist in der Regel nicht mehr derjenige, der täglich in die Messe geht und den Rosenkranz betet.

AG: Wir beobachten – auch im evangelischen Raum – eine neue Verbindlichkeit. Es gibt Leute, die fahren jeden Monat 200 Kilometer, um sich mit ihrer spirituellen Großfamilie in einem geistlichen Zentrum zu treffen, das durchaus auch ein Kloster sein darf. Es muss nicht mehr der Ashram sein. Was auch zeigt: Individualität ist für die Menschen heute keineswegs das höchste und erstrebenswerteste Gut. Gerade Jugendliche suchen den Zusammenhalt, das Kollektiv. Die Kirche aber bietet es ihnen nur selten. Und wenn, dann in Formen, die Jugendliche eher mit ihren Eltern und Großeltern verbinden.

THH: Wir Protestanten sind den Katholiken um eine Kulturgeneration voraus, indem wir Freiräume erkunden und ausloten – mit all den damit verbundenen Brüchen und unwiederbringlichen Verlusten. Ich meine das nicht wertend, sondern einfach als Abfolge von Entwicklungsschritten. Die Katholiken folgen uns in unserer Spur – mit ganz eigenartigen Nachklapp- und Umschlag-Effekten. Während wir im Gottesdienst heute die Formen- und Symbolsprache neu beleben, sind die Katholiken noch dabei, alles zu erklären. Wenn ich heute in der Ausbildung mit katholischen Priestern und Pastoralreferenten arbeite, dann sind das Leute, wie ich sie bei uns vor vielleicht 30 Jahren erlebt habe: Die wollen jeden Handgriff und jeden Schritt erläutern wollen, den sie tun. Als ob sie der Kraft des Ritus selbst nicht mehr trauten. Darin drückt sich für mich schon ein geistlicher Notstand aus. Andererseits erlebe ich katholische Amtsträger alles in allem dann auch wieder sehr viel stabiler, ich könnte auch sagen, enger in ihrer Spiritualität. Das hängt auch mit dem kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Abstand zwischen Katholizismus und Protestantismus zusammen, von dem ich gesprochen habe. Wir wissen schon, dass wir keine imperiale Kirche mehr sein können. Nach dem Zweiten Weltkrieg lief die evangelische Kirche noch in diesem Brustton der Überzeugung durch die Welt: „Wir haben die besseren Werte!“ Wer bei uns wollte das heute noch so sagen? Die katholische Kirche pflegt noch diesen imperialen Gestus, wird sich seiner aber auch entledigen müssen. Wenn überhaupt, dann ist die Kirche ein Coach, eine Beraterin mit einem langen Schatz kultureller Erfahrungen und Traditionen, die sie als Angebot vorlegen kann. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

5:

Dieses Motiv des „Vorsprungs“ – das könnte für die Katholiken auch angstbesetzt sein?

THH: Kein Wunder, sie haben ja auch noch mehr zu verlieren.

AG: Ganz praktisch ist in der religiösen Erziehung für Katholiken das familienkatechetische Moment immer noch ungleich stärker als bei den Protestanten: dieses Hineinwachsen in eine kirchliche Praxis, die in Lebensphasen ansetzt, in denen man die Kinder und Jugendlichen noch erreicht. Im entscheidenden Alter noch an ihnen dran sein, das ist zum Beispiel das wirklich Intelligente an Erstkommunion und dem dazu gehörigen Unterricht, an Messdienergruppen mit ihrer selbstverständlichen Heranführung an die Liturgie. Es macht mich manchmal schmunzeln, aber in der Kirche merkt man es den Leuten an, ob sie mal Messdiener waren: Die wissen sich einfach zu bewegen. Aber das ist sozusagen nur der äußere Abdruck von Tiefen-Spuren in der Biografie von Jugendlichen – auch wenn sie sich später von der Kirche abwenden mögen. Wir hingegen haben uns für unsere Konfirmanden von vornherein das schwierigste Alter ausgesucht. Für jeden Jugendlichen, den man über die Pubertät hinaus halten will, braucht es ungeheuer viel Arbeit. Eine kirchliche Bindung funktioniert – wenn überhaupt – dann noch am ehesten über Ersatzkonstruktionen: Events, Adventure-Erlebnisse, Gruppenarbeit. An normale Sonntagsgottesdienstliturgien werden sie selten herangeführt. Taizé und Kirchentag, auch Konfirmandenfreizeiten sind da Ausnahmeerlebnisse, die gewiss in ihrer Weise wirken und prägen. Aber den gewöhnlichen Gottesdienst in der eigenen Gemeinde als Feld von Erlebnis, Gestaltung, Deutung und Geheimnis zu erobern, bleibt für die Arbeit mit Jugendlichen ein herausforderndes Feld.

Was empfehlen Sie dann denjenigen, die kulturgenealogisch den „Vorsprung“ haben?

THH: Ich nehme in der katholischen Kirche eine Selbstgewissheit wahr, den einmal gehorteten Schatz sicher im Tresor zu haben. Das erzeugt einerseits jene Magie-Projektion, die sagt: „Ich gehe in die Messe und werde dort des Heils teilhaftig, weil die Kirche es für mich verwaltet.“ Wunderbar, auch wenn mir diese Vorstellung völlig fremd ist. Andererseits droht einem die ganze Faszination zu zerrinnen, wenn man sich mit ihr einrichtet. Viele Reaktionen der katholischen Kirche folgen dem Schema: „Wir sind in unserer Welt. Anderes haben wir nicht nötig.“ Wie lang hat es im Missbrauchsskandal gedauert, bis sich die Vorstellung durchgesetzt hat, der innerkirchliche Rechtskreis genüge nicht, um des Problems Herr zu werden! Als ob die Kirche so sehr ein Paralleluniversum, eine eigene Welt sei, dass die staatliche Justiz ihr nicht wirklich gerecht werde. Könnte es vielleicht sein, so der vorsichtige Einwand, dass der Eindruck entsteht, die Kirche sei ein bisschen arrogant? Ach, wirklich? Nein, das haben wir aber doch gar nicht gewollt! In diesem Hin und Her ist viel an Vertrauens- und Glaubwürdigkeit verspielt worden.

Was bedeutet das für den Gottesdienst?

THH: Das lässt sich ohne weiteres in den liturgischen Raum übertragen. Die Empfehlung heißt: Ergründet euren eigenen Schatz, aber macht ihn anschlussfähig! Macht ihn lesbar, und lasst die Leute mit Hand anlegen! Das geschieht in der katholischen Kirche noch zu wenig. Da hat sich eine Schulklasse oder eine Jugendgruppe intensiv damit beschäftigt, eine Messe vorzubereiten mit allerhand kreativen Ideen und Gestaltungselementen – und dann kommt ein Priester eingeflogen, der nun einmal als einziger die Messe zelebrieren darf, der aber in der ganzen Szenerie wirkt wie bestellt und nicht abgeholt. Das ist die Karikatur von Gottesdienst, bei der das Beharren auf dem Besitz des „Gnadenschatzes“ dessen Wert pulverisiert. In der Priesterausbildung versucht die Kirche

6:

gegenzusteuern und die Geistlichen zu größerer Flexibilität zu erziehen. Aber das Strukturmoment der einseitigen Konzentration auf die heilige Messe bleibt bestehen.

AG: Alle anderen Gottesdienstformen sind tendenziell bestimmt als defizitär. Auch wenn es „Wortgottesdienst“ heißt, schwingt doch mit: Gottesdienst ohne Messe, ohne Priester, ohne das Wichtigste.

Wenn sich aber nun aufgrund des Priestermangels die Möglichkeiten zur Feier der Eucharistie verringern, steigt damit der Seltenheitswert der Messe immer weiter.

THH: Ich wende auch darauf das Erklärungsmuster einer Ungleichheit in der Generationenfolge an: Wir Protestanten kommen von einem sparsamen, kargen Formenreservoir, haben aber die Bedeutung der Formen erkannt und dabei sicher auch Anleihen bei der katholischen Kirche gemacht. Heute wird damit vorne - wildwüchsig, unkoordiniert, immer in der Gefahr des Verschwimmens der Formen und einer geringen Nachhaltigkeit: Was gestern gefeiert wurde, ist heute schon überholt und morgen vergessen. Aber ich sage, egal, lasst uns doch! Dann sind wir eben die etwas verrückte Vorhut, die ohne Gnadenschatz und Schatzhüter unterwegs ist auf der Suche nach der einen oder anderen Perle.

AG: Ungewöhnliches kann nur im Experiment entstehen, nicht im Dekret.

THH: Wenn ich nun auf die Katholiken schaue, dann haben sie eben viel mehr Substanz, mehr Blei an den Füßen. Aber es wäre jetzt dran, so viel Gewicht abzuwerfen, dass eine neue Beweglichkeit entsteht; dass die Menschen sich nicht allein in den überlieferten Formen einrichten, sondern auch neugierig und experimentierfreudig werden und so den Leitbegriff des Zweiten Vatikanischen Konzils von der „aktiven Teilhabe“ am Gottesdienst zu ihrer eigenen Sache machen. Der Reichtum der Tradition bietet dann gerade die Chance, sich nicht in reiner Beliebigkeit zu verlieren.

AG: Stattdessen hütet die Kirche lieber die Überlieferung für wenige, als sie für viele freizusetzen.

THH: Bisweilen hat das aber unbestreitbar seinen Reiz. Wenn ich die großen, opulenten Papstliturgien denke, dann kommt es mir schon so vor, dass die katholische Kirche hier einfach unbeirrt und unbeirrbar „ihr Ding macht“, so wie es immer getan hat. Mit einem eigenartigen Effekt. Wir sprachen schon über die Konkurrenz der Sinnesreize, in der die Kirche spätestens für die „X-Box-Generation“ auf verlorenem Posten steht. Früher war sie mit den gleichen Ritualen auf der Überholspur, heute fährt sie damit rechts im Kriechgang. Im Eventgetöse ist selbst die prächtigste Papstmesse eine vergleichsweise nüchterne Inszenierung in schier unendlicher Zeitdehnung. Aber immerhin eine bewährte, stimmige Inszenierung. Das hat einen eigenen Reiz.

AG: Mit begrenzter Reichweite, würde ich einschränkend sagen. Die Jungs, die auf der Konsole daddeln, hat die Kirche verloren. Letztlich glaube ich auch nicht an Twitter-Seelsorge. Das kann man alles machen. Es sind schöne Zusätze. Aber letztlich braucht es spielerische und heitere Zugänge zum Ernst, Fremden, Heiligen, Eigenen.

Aber die Vertrautheit nimmt ab, die Praxis schwindet auch in der katholischen Kirche. Muss sie sich dann nicht umso mehr auf die Pflege einiger weniger „Hochformen“ konzentrieren? Rituale, die keiner mehr versteht, führen in der Tendenz ja gerade zur Dauer-Regieanweisung, die alles erklären will.

7:

THH: Ich verstehe die Sorge, aber ich rate zum Vertrauen in die Kraft des Ritus. Im gelungenen Ritual führt sich das Leben selbst auf – ohne viele Worte. Es fährt niemand nach Tibet und besucht buddhistische Tempelmönche in der Erwartung, sie würden einem genau erklären, was sie tun und warum.

Ist das nur der Reiz des Fremden, der stärker anspricht als die gewöhnte eigene Tradition, oder noch mehr?

AG: Die neue Wahrnehmung des Körpers war sicher auf dem Umweg über fremde, exotische Kulturformen leichter möglich. Die Pflege des eigenen Körpers als Instrument der Seele gehört zu den zentralen Selbsterfindungsstrategien des modernen Menschen. Asiatische Kulte gehen mit dem Körper nun einmal sehr wissend und kundig um.

THH: Und das eben auch nicht erst seit gestern. Das in den Praktiken fernöstlicher Religionen aufbewahrte Wissen beantwortet die Frage des suchenden Menschen nach den Wirkungen von Religion. Es geht im Glauben – wie eingangs gesagt – immer um die Wirkungen, und das mit Recht: Was bedeutet es, zu glauben? In diesem Leben, in meinem Kopf, in meiner Seele, in meiner Brust? Wirkt es, oder wirkt es nicht? Und körperbetonte Rituale wirken nun einmal unmittelbarer, so dass der seinerseits körperbetonte Mensch von heute hierin leichter die Befriedigung seiner Bedürfnisse findet. Es reicht ihm eben nicht, die Hände zu falten und auf einer Kirchenbank zu knien.

AG: Die eigene Körpererfahrung löst äußere Instanzen als Referenzpunkt ab.

Wie wirken die Gottesdienste der Kirche? Wie sollen sie wirken?

AG: Es wäre viel gewonnen, wenn es den Besuchern anschließend besser ginge als vorher, und sie das womöglich auch noch sagen könnten. Eine Nuance mehr eines heiteren, erlösten, getrösteten, von sich selbst abgelenkten oder – je nachdem – auf die eigene Mitte geführten Daseins. Das ist individuell höchst unterschiedlich und daher schwer zu erfassen. Aber es lässt sich recht präzise sagen, was einen solchen Zuwachs an Lebensqualität verhindert.

Nämlich was?

AG: Wortgekleister, Toterklären, für dumm Verkaufen, Missachtung von Raum und Zeit, von Rhythmus und Tempo. Alles das, was ich bei jedem Café-Besuch bedenke, ist auch für das Gelingen eines Gottesdienstes wichtig: Fühle ich mich hier wohl? Zieht es? Ist es mir zu laut? Sitze ich gut?

THH: Und es wäre fatal zu glauben, weil die Kirche keinen Espresso verkauft, sondern höhere Werte, brauche sie sich darum nicht zu kümmern.

AG: Das soll kein Plädoyer für eine „Church-Lounge“ sein. Aber eine Mischung von Askese und Komfort, von Fremdheit und Übereinstimmung. Was wir für die Sprache in der Kirche gesagt haben, gilt für den Gottesdienst insgesamt: Er muss ein Geschehen reflektierter Natürlichkeit sein, so dass die Besucher ihr Leben, ihr Empfinden darin wiedererkennen und wiederfinden können.

THH: Wenn ich eine Metapher dafür gebrauchen sollte, dann wäre es ein innerliches Justieren. Ein guter Gottesdienst sollte die Maße des eigenen Lebens an ein Urmeter anlegen, sie neu eichen. Nicht moralisch, sondern mit dem Wissen, dass wir uns im Gottesdienst auf „das Größte überhaupt“ beziehen. Da kommt einer sonntags in die Kirche, der die ganze Woche ein Unternehmen mit 30

8:

Leuten regiert. Im „Kyrie“ ruft er nach dem Vater – und merkt: Das Leben kennt noch andere Proportionen. Es gibt ein Größeres? Ach ja, stimmt! Hatte ich fast vergessen...

Welche Formen halten Sie künftig für tauglich, um diese Proportionalität im Gottesdienst zur Sprache und zur Anschauung zu bringen?

THH: Ich habe überhaupt nicht den Anspruch gültiger und verbindlicher Lösungen. Ich glaube, die kann es für die Kirche im gegenwärtigen Stadium gar nicht geben. Wir befinden uns in der Phase eines epochalen Übergangs, in dem wir uns bestenfalls als Laboranten an verschiedenen Versuchsanordnungen probieren können. Wichtig scheint mir die Entschiedenheit in der Vielfalt zu sein: Nicht in jedem Gottesdienst von allem etwas.

AG: Nicht das Dinkeltoast-Prinzip: Eigentlich will ich ja Toastbrot essen, weil das gut schmeckt. Aber Weizenmehl ist ungesund. Deshalb nehme ich dann Dinkeltoast, auch wenn der weder schmeckt noch gesund ist. Ich meine damit: Es hilft ein entschiedenes Formprinzip. Wenn Gottesdienst für Groß und Klein ist, dann sollen von beiden Elemente wirklich vorkommen – nicht eine Form, die ein Kompromiss ist - für die einen komisch und für die anderen peinlich.

THH: Manche Gottesdienste setzen stark auf Wiederholung, andere auf Bewegung, wieder andere auf Stille. Das soll alles sein. Aber besser in klarer Rezeptur und Dosierung als in Form der Melange.

AG: Bisweilen wird unsere Aufgabe auch die Sterbebegleitung lieb gewordener und vertrauter Formen sein. Mit sieben alten Frauen in einer unbeheizten Kirche morgens wird die Frage, ob Psalm 119 im Wechsel gebetet oder gesungen wird, vergleichsweise unwichtig.

Gott preisen und loben in einer Kirche, in der nur jede siebte Bank besetzt ist, von gefüllten Reihen gar nicht zu reden. Wie soll das gehen?

AG: Man kann natürlich versuchen, die Gläubigen im Altarraum oder in einer Seitenkapelle zu sammeln, man kann Stuhlkreise aufbauen, die Predigt persönlicher gestalten – vieles ist möglich. Aber die Dauerkränkung, dass der Raum für 700 Besucher gebaut, aber nur von sieben aufgesucht wird, ist nicht mit ein paar liturgischen Kniffen behoben. Die geht nicht weg. Es gibt Pastoren in Schleswig-Holstein, die sagen: „In die Kirche kommen die Leute nur noch zu Beerdigungen. Sonst bleiben wir allein. Schaffen wir doch den Sonntagsgottesdienst ab.“ Unsere Empfehlung lautet in solchen Fällen: Bloß abschaffen heißt: kapitulieren. Wir können auf den Mangel ja durchaus mit einem Mehr reagieren – aber mehr von etwas Kleinerem. Konkret zum Beispiel ein tägliches Gebet zu festgelegter Zeit, das an die alte Weisheit der klösterlichen Stundenliturgie anknüpft. Der Pfarrer muss nicht mehr stundenlang an seiner Predigt feilen, er hält aber die Kirche am Ort präsent: leiser, schlichter, demütiger.

Sie sprachen eingangs vom Übergang, aber auch einer spezifischen Differenz zwischen Alltag und Gottesdienst. Dort soll gerade nicht die Gossensprache gesprochen werden; vom „Staub der Straße“ soll nicht alles in der Kirche landen, oder?

AG: Wenn Sie auf ein Fest gehen, ziehen Sie etwas an, von dem Sie glauben: Sie sehen gut darin aus, es passt zum Anlass und zur Jahreszeit, es hebt den Charakter des Fests vom Alltag ab. Aber Sie sagen nicht: Auf Festen trage ich immer das, was mein Großvater angezogen hat, oder vielmehr das, wovon ich glaube, dass er es angezogen hat, weil ich ihn selbst nie darin gesehen habe. Und wenn Sie es täten, könnten Sie ziemlich sicher sein, dass Ihnen die Sachen weder passen noch stehen. Sie würden

9:

nicht fein gemacht wirken, sondern verkleidet. Es geht um das Moment der Steigerung. Genauso ist ein verkleideter, kostümierter Gottesdienst keine Steigerung des Alltags, sondern eine Karikatur.

Gerade die Liturgie hält in ihren Formen und ihrer Sprache doch ein Gewand bereit, das schon viele andere angezogen haben und das immer ein Stück zu weit oder zu groß ist für den Träger.

THH: Richtig. Aber man muss die Fremdheit nicht noch forcieren und bedeutungsschwanger übersteigern wollen. Der Abstand, die Fremdheit ist gegeben und bleibt auf angenehme Weise auch dann spürbar, wenn der Liturge sie nicht herausstellt und „zelebriert“.

Ob das immer so angenehm ist? Es gibt ja ein Unbehagen der Kirchenfernen mit dem Ritus, ein Unwohlsein im Gottesdienst – etwa bei Hochzeiten oder Beerdigungen -, weil die Teilnehmer nicht wissen, wie Sie sich „zu benehmen“ haben.

THH: In Teilen ist das unvermeidlich. Wenn Sie keine Ahnung von American Football haben, werden Sie im Super Bowl erstens nicht verstehen, was passiert; zweitens nicht wissen, wie Sie sich als Zuschauer zu benehmen haben – und sich drittens unwohl fühlen. Trotzdem arbeiten wir insofern intensiv an diesem Thema, weil wir überzeugt sind, dass biografie-orientierte Gottesdienste in Zukunft immer wichtiger werden. Es gibt die Klassiker: Taufe, Trauung, Bestattung. Hinzugekommen sind aber Gottesdienste zur Schuleinführung oder zum Schulabschluss, die deutschlandweit boomen und mittlerweile den Status einer ganz eigenen „Kasualie“ haben. Es gibt ein wachsendes Interesse Segnungsfeiern für Menschen, die an bestimmten Punkten ihres Lebens Halt und rituelle Fassung suchen. Da ist etwas im Kommen.

Uralte Angebote für neue Bedürfnisse – so etwas wie Segen zum Beispiel?

THH: Und wenn man genau hinschaut, merkt man: Das passt. Den Sinn für Segen haben viele, nicht nur Kirchgänger.

Nach Katastrophen, Unfällen und anderen Anlässen kollektiver Trauer ist die Kirche mit Ritus und Zeremoniell gestaltend gefragt. Sehen Sie die Gefahr einer Wahrnehmung als „Reparaturbetrieb“, vor der auf seine Weise schon Dietrich Bonhoeffer warnte, als er empfahl, den Glauben nicht als Lückenbüßer an den Schwachstellen des Lebens einzuführen?

AG: Das ist so. Aber wenn Menschen sich in Situationen an die Kirche – und damit ja nach ihrem Verständnis an Gott – wenden, sollte sich die Kirche dem nicht verweigern. Sie hat dafür ja auch einen uralten Instrumentenkoffer. Die Klagepsalmen der Bibel zum Beispiel oder das Hadern der Propheten mit ihrem Gott. Wichtig ist nur: die Klage dann auch Klage sein zu lassen, die Ratlosigkeit nicht zu überspielen, das Stammeln nicht wegzureden.

Wie erreicht die Kirche das in guter Weise – gerade für die Fernstehenden, die mit kirchlicher Sprache und Form wenig vertraut sind?

THH: Gerade indem sie sich betont rituell gibt. Sie weiß ja um die Notwendigkeit der „rites de passages“, der gestalteten Lebensübergänge. Davon versteht sie etwas – im Gegensatz zu den meisten anderen.

AG: Riten sind unsere Stärke. Das wird auch Protestantinnen und Protestanten zunehmend bewusst. Und das Wichtigste ist: Im Christentum geht es nicht ums Gewinnen und Gelingen. Das Christentum

10:

ist keine Religion, die auf Gelingen gebucht ist. Die Katastrophe gehört zu unserem Vokabular. Unser Titelheld ist einer, der katastrophal verloren hat. Jesus am Kreuz war unendlich schwach – und darin lag seine Stärke. Er ist nach unserem Glauben nicht im Tod geblieben. Aber in den zentralen Glaubensaussagen des Christentums liegt immer die Ambivalenz von Tod und Leben, von Scheitern und doch noch Ankommen. Die Propheten sind manchmal feige, die Jünger verstehen das meiste nicht. Das lässt Luft für Menschen, auch heute, auch jetzt.

Dazu steht der triumphale Gestus der Hochliturgie – noch einmal das Stichwort „Papstmesse“ – aber in deutlichem Kontrast.

THH: Als die einzige Form wäre diese Liturgie auch nicht tragbar. Als rituelle Fassung, als Gefäß des Lebens hat sie – wenn sie es je wahr – ein für allemal ausgedient. Das ist zuende. Wirken, funktionieren kann diese Form der Liturgie nur noch als bewusst gewähltes Zitat. Ihre Plausibilität liegt in der Zusammenschau.

AG: Ein unschlagbarer Vorteil der triumphal-imperialen Form besteht darin, dass schon die geringste Abweichung, das Unterlaufen der Formerwartung hochgradig wirkungsvoll ist. Da hat der neue Papst mit kleinen Abgrenzungen – wie etwa dem Verzicht auf die roten Pontifikalschuhe – sehr leicht unglaublich starke Zeichen gesetzt.

Fans der tridentinischen Messe und des „heiligen Mysterienspiels“ wenden sich dezidiert gegen eine „Protestantisierung“ des Ritus.

THH: Vielleicht profitiert die katholische Kirche am ehesten von der Ungleichzeitigkeit der Lebensverhältnisse. Was in der einen Weltregion gang und gäbe ist, funktioniert in einer anderen nicht mehr. Ein ähnliches Nebeneinander gibt es auch in den Erlebnis-Landschaften von Gottesdienst und Ritus.

AG: Tridentinischer Ritus und Beteiligungsgottesdienste werden parallel existieren. Die Kirche bekommt weder das eine noch das andere wegverboden. Das ist auch eine Frucht des Zweiten Vatikanischen Konzils. Wenn man schon von Protestantisierung reden will, dann ist das ihre eigentliche Existenzform: die Vielfalt der Formen, das Nachpfingstliche. Indirekt profitiert das katholische Gottesdienstleben auch davon.

THH: Der Versuch, eine Kontinuität über die Jahrhunderte zu bewahren, mag ehrenwert sein im Bemühen, den Menschen Halt zu geben. Aber das ist ein Konstrukt. Es gibt keinen Halt – nicht für den Einzelnen, nicht für die Kirche. Sie wird sich nur immer neu justieren können.

Wenn es keinen Halt gibt, darf die Kirche ihn dann im Ritus suggerieren?

THH: Sie darf, weil sie im Ritus die Sprache der Seele spricht. Die Seele sagt nicht, „die Welt ist eine Kugel und kreist um die Sonne“. Sondern die Seele sagt: „Die Sonne geht auf und unter.“ Naturwissenschaftlich ist das Quatsch, aber existenziell ist es wahr, weil die Seele sich zum Zentrum des Universums macht. Genauso ist es mit der Liturgie. Auch sie spricht die Sprache der Seele und drückt eigene Wahrheiten aus. Dass sie sich dabei auch altertümlich und archaisch gebärdet, ist ihr gutes Recht. Denn auch die Seele ist langsam. Wir fliegen A 380, wir chatten in Echtzeit, aber unsere Seele kommt dabei nicht mit, weil sie immer noch im Dorf lebt und zu Fuß geht. Die Gleichzeitigkeit der Atavismen und der Modernismen in uns auszuhalten, das ist die eigentliche Lebenskunst. Mit ihnen zu spielen und sie miteinander ins Gespräch zu bringen, das ist die Kunst des Gottesdienstes.

11:

AG: Dieselbe Frau, die Chefin eines Unternehmens ist, besteht bei ihrer Trauung in der Kirche darauf, dass ihr Vater sie nach vorn zum Altar geleitet und ihrem Bräutigam zuführt. Da mag sich der Pfarrer noch so vehement gegen diese Symbolik des Tauschhandels wehren und etwas von „Frauenbild“ und „Emanzipation“ erzählen. Ganz egal. Sie will auch einen Heiratsantrag von dem Mann, mit dem sie seit zehn Jahren zusammenlebt. Es gibt dieses bewusste und unbewusste Spiel mit dem Archaischen ja auch außerhalb der Kirche.

Sehen Sie darin eine erzieherische Aufgabe?

AG: Die Zauberbegriffe sind „Elastizität“ und das Wissen um „Kern und Schale“: Wenn die Kirche im Kern weiß, wo sie zu stehen hat, nämlich an der Seite der Menschen, dann kann sie ihnen eine Fülle von Lebensmöglichkeiten auffächern und muss ihnen keine bestimmte auferlegen – auch nicht im Ritus.

THF: Das heißt dann nicht, dass die Kirche auf die Symbolisierung ihrer Leitbilder in der Liturgie verzichten müsste. Ich komme noch einmal auf das Beispiel der Brautführung. Wenn die Trauung den partnerschaftlichen, in Freiheit geschlossenen Bund zweier Menschen besiegelt, dann kann nicht der eine Partner durch die Kirche geschleift werden, bis ihn der andere vorn entgegennimmt. Auf dieser Unvereinbarkeit der Symbolwelten kann ich bestehen und zugleich das Moment von Führung und Geleit respektieren, indem ich sage: Der Vater führt seine Tochter bis in die Mitte der Kirche, und von dort aus gehen die beiden gemeinsam den Rest des Weges nach vorn und treten gemeinsam zum Altar. So habe ich das Bild gewahrt und bin den Brautleuten zugleich schmunzelnd und vergnügt entgegengekommen. Das ist alles möglich.

AG: Unsere Aufgabe besteht darin, die Formensprache der Seele für die Menschen in die Formensprache der Kirche zu übersetzen und umgekehrt: Was sagt den Menschen diese oder jene Geste? Was war damit ursprünglich einmal gemeint? Das gilt es in doppeltem Sinn zu vermitteln. Erstens: verstehbar machen. Zweitens: miteinander in Beziehung setzen. Und das ohne die kirchliche Modalverben-Logik von müssen, sollen, dürfen. Ich treffe immer wieder auf erstaunte Reaktionen, was bei uns „alles geht“. Dahinter steckt das Vorurteil, dass die Kirche die letzte Instanz sei, der man heute noch etwas abtrotzen müsse. Eltern und Kinder hören heute dieselbe Musik – aber bei der Liedauswahl für den Trauungsgottesdienst, da gibt's noch Verbotszonen, die unbedingt gestürmt werden müssen. Ein zutiefst unerwachsenes Verhalten, das die Kirche aber Jahrhunderte konditioniert und provoziert hat.

Hat der Gottesdienst als Gemeinschaftserfahrung nun einen Mehrwert gegenüber der Vorstellung, „ich kann zum Beten auch in den Wald gehen“?

THH: Ich glaube, dass das Pathos der Individualität in unserer Gesellschaft seinen Zenit überschritten hat. Es wächst eine neue Bereitschaft zur Hingabe des Ich an etwas Umfassenderes. Die Soziologen beobachten – in meinen theologischen Worte formuliert - ein „sub contrario“: An der Oberfläche scheint die Individualisierung unaufhaltsam voranzuschreiten. Aber darunter gibt es eine Gegenbewegung mit einer Sehnsucht nach Zusammenhalt, nach Solidarität – der kleinen Solidarität im Nachbarschaftlichen, in den Nahräumen des Lebens. Da wird Neues wachsen, und auf diesem Feld hat die Kirche Erfahrung. Mit dem Provinziellen, Kommunalen kennt sie sich einigermaßen aus, angefangen mit den Hauskirchen der ersten Jahrhunderte.

12:

AG: Interessanterweise hat die Liturgie eine Fülle von Darstellungsformen für dieses „sub contrario“ von Individuum und Kollektiv: Da gibt es den Vorsänger und die antwortende Gemeinde, den Solisten und den Chor. Die Einzelstimme hat ihren Ort, aber auch der gemeinsame Gesang. In all diesen Vollzügen stecken Lebenswahrheiten, die der Gottesdienstbesucher sich anverwandeln kann.
